

**THOMAS RATHSACK**

# **JÄGER**

**MEINE KRIEGSEINSÄTZE ALS ELITESOLDAT**

**riva**

© des Titels »Jäger« (ISBN 978-3-7423-0827-6) 2018 by riva Verlag,  
Münchner Verlagsgruppe GmbH, München. Nähere Informationen unter: [www.m-vg.de](http://www.m-vg.de)

# KAPITEL 1: ICH LEBE MEINEN TRAUM

Wir rasen in fünf Metern Höhe mit 250 Stundenkilometern über der irakischen Wüste dahin. Ich sitze am Rand der Bank in unserem Transporthubschrauber und fühle die Hitze des Auspuffs an meinem linken Arm. Die Nacht ist finster, aber überall in der weiten Ebene leuchten die Gasfackeln der Ölförderanlagen. In der Kabine sitzen sieben weitere Jäger. Im trüben Licht meiner Nachtsichtbrille glühen ihre Augenhöhlen grün. Wie immer wirken sie ruhig und entspannt.

Ich überprüfe ein letztes Mal meine Ausrüstung und meine Waffe, einen C8-Karabiner. Der Lademeister des Hubschraubers, dessen Aufgabe es ist, uns in die Kabine und hinaus zu leiten, hebt die Hand und hält zwei Finger hoch: noch zwei Minuten bis zum Ziel.

Wir waren Teil der »Operation Viking«. Wir sollten den Feind aufspüren, Informationen über ihn sammeln und ihn gegebenenfalls ausschalten. In jener Nacht hatten wir die Mission, ein Waffenlager zu zerstören. Seit einigen Monaten war das Leben auf dem Luftwaffenstützpunkt Basra die Hölle. Basra war zu Saddam Husseins Zeit ein Zivilflughafen gewesen und wurde während der »Operation Irakische Freiheit« von den Koalitionsstreitkräften genutzt. Dort war auch das 500 Mann starke dänische Bataillon DAN-BAT untergebracht, das Teil einer 4000 Mann starken britischen Brigade war. Im Winter und Frühjahr 2007 war der Stützpunkt unentwegt attackiert worden: Die von dem radikalen schiitischen Geistlichen Muktada al-Sadr geführte Mahdi-Miliz (Dschaisch al-Mahdi) feuerte aus einer Entfernung von fünf bis zehn Kilometern täglich bis zu 25 Raketen auf die Basis ab.

Nun wollte die Koalition das Problem in Angriff nehmen und die Waffenlager der Mahdi-Miliz aufspüren. Dem Einsatzkommando gehörten auch einige Jäger-Soldaten an. In den vergangenen 24 Stunden war unser Lager mit 16 Raketen angegriffen worden. Eine 107-mm-Rakete chinesischer Herkunft hatte ein Quartier der britischen Truppen getroffen und die Unterkunft in ein blutiges Gemenge aus Knochen, Blut und verbogenen Metallteilen verwandelt. Ein Soldat war getötet und zwei weitere schwer verletzt worden. Als ein Aufklärungstrupp knapp 20 Kilometer entfernt auf ein Waffenlager gestoßen war, in dem mehrere 107-mm-Raketen versteckt waren, wollten wir sofort aufbrechen und das Depot zerstören.

Mein Team war gerade von einem sechstägigen Einsatz heimgekehrt und wollte sich erholen, als der Kommandant unseres Zugs, den wir nur »Bi-zeps« nannten, auftauchte und uns mitteilte, dass wir sofort zu einer weiteren Mission aufbrechen würden. Innerhalb einer Stunde hatten wir das Gebiet studiert, in dem sich das Waffenlager befand, die Maßnahmen für den Notfall geplant und eine unbemannte Aufklärungsdrohne organisiert, die vor, während und nach dem Einsatz aus gut 2700 Metern Höhe jegliche Aktivität am Boden filmen und melden würde.

Ich war nicht der Sprengstoffexperte unserer Einheit, aber da ich Erfahrung in der Minenräumung besaß und vier Jahre bei den Pionieren gewesen war, erhielt ich die Aufgabe, Informationen über die Raketen zu sammeln, eine Sprengladung vorzubereiten und ein Verfahren zu entwickeln, um die Waffen unschädlich zu machen.

So sitze ich also in dem Hubschrauber, der in zwei Minuten den Einsatzort erreichen wird, dessen Koordinaten die Aufklärungseinheit durchgegeben hat. In der Gegend wimmelt es von Kämpfern der Mahdi-Miliz, die als die aggressivste im Irak gilt. Wir haben keine Lust, ihnen unsere Gegenwart zu verraten.

Das Aufklärungsteam ist noch in der Gegend und teilt uns mit verschlüsselten Funksprüchen mit, dass der Landeplatz sicher ist. Noch eine Minute bis zur Landung. Ich mache mich bereit, um als Erster hinauszuspringen, denn ich bin der Kundschafter der Einheit. Ich beuge mich vor

und warte auf das Zeichen des Lademeisters. Los, los, los! Ich springe hinaus in die Nacht und laufe schnell aus der vom Rotor aufgewirbelten Wolke aus Sand und Schotter hinaus. Meine sieben Kameraden folgen mir. Wir schwärmen aus und bilden einen Kreis, um die Landezone zu sichern. Keine Bedrohung in Sicht.

Der Hubschrauber steigt sofort wieder auf, um zum Stützpunkt zurückzukehren. Ich gebe meinen Kameraden Signale mit meiner weißen Lampe, einem Passivlicht an meiner Waffe, das nur mit einer Nachtsichtbrille sichtbar ist. Sie antworten, und wir sammeln uns. Die Shadow-Drohne meldet keinerlei Feindbewegungen in der Umgebung.

Wir befinden uns nur fünf bis sechs Kilometer von einer Ortschaft entfernt, von der aus man das Waffenlager über zwei Straßen erreichen kann. Wenn jemand den Hubschrauber gehört hat, werden wahrscheinlich in kürzester Zeit Mahdi-Kämpfer auf einer dieser Straßen anrücken. Wir müssen uns beeilen. Der Sprengstoffexperte und ich machen uns auf den Weg zu dem Depot, das etwa 50 Meter vom Landeplatz entfernt ist. Die übrigen Teammitglieder beziehen hinter den Sanddünen Stellung und sichern unsere Position. Eine der Raketen, die wir zerstören sollen, liegt für den Einsatz bereit und zeigt in die Richtung unseres Lagers. Um sie abzufeuern, brauchen die Kämpfer nur einen selbst gebauten Raketenwerfer, vielleicht genügen auch ein paar Sandsäcke, um sie auszurichten. Wir bringen Sprengladungen an den Raketen an und befestigen sie mit elastischen Bändern am Zünder. Wenn man das Herzstück der Waffe zerstört, wird sie vollkommen unbrauchbar.

Ich überprüfe alles und melde unserem Kommandanten Kenneth, dass alles bereit ist. Auf sein Zeichen mache ich die Sprengladung scharf, die mit einer Verzögerung von zwei Minuten explodieren wird. Ich zähle von fünf rückwärts, und auf meinen Befehl »Feuer« löst mein Kamerad Rasmus die Zündung aus. Wir schalten unsere Stoppuhren ein.

Ich melde über Funk, dass die Sprengladungen gezündet sind. Wir laufen los und gehen etwa 30 Meter entfernt hinter einer Sanddüne in Deckung. Die übrigen Mitglieder der Einheit sind vielleicht 300 Meter entfernt und sichern unsere Position in allen Richtungen ab.

Ich gebe durch, dass es noch eine Minute bis zur Detonation dauert. Dann 30 Sekunden. »Zehn Sekunden ... fünf Sekunden.« Ich drücke meinen Kopf in den Sand und lege die Hände in den Nacken, um ihn zu schützen.

Ein hohles Krachen durchbricht die Stille der Nacht. Die Erschütterung hebt Rasmus und mich vom Boden. Metallsplitter fliegen über unsere Köpfe hinweg. Ein Fragment von der Größe einer Bratpfanne landet direkt hinter uns im Sand. Von der Gewalt der Explosion überrascht, aber ansonsten unversehrt, melden wir Kenneth, dass wir eine Schadensbeurteilung vornehmen werden, um sicherzugehen, dass die Raketen zerstört sind. Wir nähern uns dem Ort der Sprengung und begutachten den großen, mit glühenden Metallteilen gefüllten Krater. Die Überreste der Raketen sind im Umkreis von gut hundert Metern verstreut. Wir kehren zu unseren Kameraden zurück, die bereits den Hubschrauber angefordert haben und die Zone sichern, in der er in fünf Minuten landen soll.

Dies ist die gefährlichste Phase des Einsatzes. Die Explosion hat unsere Anwesenheit verraten. Während wir auf den Hubschrauber warten, beobachte ich die Straßen und halte nach Aufständischen Ausschau, die jeden Augenblick auftauchen können. Ich versuche, meine beschleunigte Atmung zu beruhigen. Der britische Hubschrauberpilot teilt uns über Funk mit, dass er in zwei Minuten landen wird. Kurze Zeit später hören wir den beruhigenden Klang der Rotorblätter, die die Nachtluft zerhacken.

Über Funk kommt die Mitteilung, dass in unserem Gebiet Aktivität beobachtet worden ist. Dann hören wir Schreie des Aufklärungstrupps. Es wäre sehr gefährlich, wenn es jetzt zu einem Gefecht käme: In einer »heißen« Landezone könnte der Hubschrauber nicht landen, und dann wären wir in ernstesten Schwierigkeiten.

»Landung in einer Minute«, meldet der Pilot. Wir schalten unsere kleinen Infrarotlampen ein, um ihm unsere Position zu zeigen.

Die Meldung von Feindaktivität in der Umgebung hat uns verunsichert, aber da wir keine klare Identifizierung haben, beschließen wir, das Berge-

manöver durchzuziehen. Der Hubschrauber kommt in Sicht. Er nähert sich mit großer Geschwindigkeit in geringer Höhe. Dann verringert er plötzlich das Tempo und hüllt uns in eine Staubwolke. Der Druck der sich drehenden Rotorblätter zwingt uns, uns vorzubeugen, um nicht hinzufallen.

Der Lademeister blinkt zweimal mit seiner Infrarotlampe, um uns zu signalisieren, dass wir an Bord gehen können. Ich bin der Erste in der Formation und laufe mit aller Kraft gegen den Wind, um zur Laderampe des Hubschraubers zu gelangen, springe hinein und werfe mich auf meinem Platz gegen die Kabinenwand. In dem Augenblick, als der letzte Mann an Bord ist, hebt der Hubschrauber mit heulendem Triebwerk ab. Er fliegt eine scharfe Wende und nimmt Kurs auf den Stützpunkt.

Der Einsatz läuft wie geplant. Das Munitionslager ist zerstört, und wir wurden nicht in Kampfhandlungen verwickelt. Ohne unsere Sicherheit aufs Spiel zu setzen haben wir den Geschosshagel, der das Leben im Lager zuletzt so nervenaufreibend gemacht und uns oft gezwungen hat, in den Bunkern zu übernachten, teilweise unterbunden. Natürlich haben wir die Mahdi-Miliz nicht ausgeschaltet; sie wird weiter versuchen, den Südirak zu destabilisieren und die Macht zu übernehmen. Aber wir haben ihre Fähigkeiten eingeschränkt, uns zu bekämpfen.

Ich sehe mich in der Kabine um und schaue in sieben verschwitzte, lächelnde, mit Tarnschminke beschmierte Gesichter. Ich lächle ebenfalls. Ich habe dazu beigetragen, die Sicherheit unserer Truppen zu erhöhen, und ich habe das Gefühl, dass die »Operation Viking« meine Entscheidung für das Jägerkorps bestätigt.

Das ist, wonach ich mich gesehnt habe: Nach einer jahrelangen, extrem harten Ausbildung will ich mit meinen Kameraden im Jäger-Korps an einem richtigen Kriegseinsatz teilnehmen. Das war schon mein Traum, als ich mich im Alter von neun Jahren nachts im Tarnanzug aus dem Haus schlich, um in der alten Festung in der Nähe meines Kopenhagener Elternhauses zu spielen. Und ich träumte ihn weiter, als ich mit 14 Jahren hart zu trainieren begann, um in die königliche Garde zu kommen. Ich denke an das zermürbende Ausleseverfahren und an die Erleichterung

## Jäger

zurück, die ich empfand, als ich endlich das burgunderrote Barett und das Jäger-Schulterstück erhielt. Ich erinnere mich auch noch an meine Enttäuschung und mein Ausscheiden aus dem Korps.

Und ich erinnere mich daran, warum ich acht Jahre später in die Einheit zurückkehrte. Ich tat es wegen Einsätzen wie diesem.

## KAPITEL 2: VOM KAJAK ZUM BURGUNDERROTEN BARETT

Ich war ein Teenager, als ich zum ersten Mal auf das Jäger-Korps stieß. Auf der Titelseite einer Zeitung war ein verdreckter, bärtiger Mann zu sehen, an dessen Mundwinkel eine Zigarette hing. In der Geschichte ging es um einen Jäger namens Carsten Morch, der bei den U.S. Rangers zum Elitesoldaten ausgebildet worden war. Ich las von den harten Bedingungen in dem Ausbildungslager und von den Prüfungen, die Morch hatte bestehen müssen.

Es war der 24. Oktober 1984, und meine Leidenschaft war entfacht. Ich war seit Langem fasziniert vom Soldatenleben, aber nachdem ich über den Jäger Nummer 172 gelesen hatte, wusste ich, dass ich ein Jäger sein wollte. Ich wollte zu dieser Elitetruppe gehören, ihre Geheimnisse kennenlernen, einer dieser Supermänner sein. Ich war sicher, dass ich als Jäger auf dem Wasser gehen könnte. Mein Leben würde ein Abenteuer sein. Von da an lebte ich dafür, einer dieser Elitesoldaten zu werden, und die nächsten sechs Jahre meines jungen Lebens widmete ich vollkommen diesem Ziel. Nichts anderes hatte Sinn für mich. Der Traum vom burgunderroten Barett trieb mich an.

Ich wurde im Jahr 1967 geboren und wuchs in Charlottenlund nördlich von Kopenhagen auf. Mein Vater war ein Jurist und Historiker und unterrichtete an der Universität Kopenhagen. Meine Mutter war eine medizinische Sekretärin, aber ich und mein fünf Jahre älterer Bruder, der heute Anwalt ist, waren glücklich, weil sie die meiste Zeit zu Hause war.



Wir wuchsen in einer entspannten Geborgenheit auf. Unsere Eltern setzten uns kaum Grenzen und richteten kaum Forderungen an uns. Aber sie unterstützten uns stets bei den Entscheidungen, die wir trafen. Gemessen an heutigen Maßstäben war meine Erziehung ein wenig konservativ – insbesondere, was die Manieren und die Umgangsformen betraf. Mir wurde das eine oder andere Mal der Hintern versohlt, aber normalerweise hatte ich es verdient, und ich denke nicht, dass mich die Züchtigung traumatisierte. Alles in allem war ich ein glückliches und unbekümmertes Kind.

Von frühester Kindheit an liebte ich die Natur und verbrachte viele Stunden im Freien. Ich studierte immer den Kies vor dem Haus, was bei meinen Eltern die Sorge weckte, ich hätte einen Sehfehler. Tatsächlich hatte ich sehr gute Augen – ich wollte nur nicht auf die Ameisen treten. Ich wollte Tiere schützen, ein Wunsch, der in all den Jahren nicht schwächer geworden ist.

Ich war sehr sportlich. Ich schwamm, spielte Badminton, Tennis und Fußball, lief, stemmte Gewichte und war Sportschütze. Die übrige Zeit verbrachte ich damit, Krieg zu spielen. Im Alter von acht oder neun Jahren kaufe ich mir von meinen Ersparnissen einen portugiesischen Tarnanzug und begann gemeinsam mit meinem Freund Frederick, nächtliche Ausflüge zu unternehmen. Meine Eltern wissen bis heute nicht, dass ich mitten in der Nacht im Tarnanzug aus dem Haus schlich und mit Frederick in den Wald wanderte, wo wir Lager und Höhlen bauten und Patrouillengänge unternahmen. Wir hatten auch einen mit »indianischen Mustern« versehenen Kajak, den wir mit grüner Farbe besprühten, um damit den Festungsgraben von Charlottenlund zu überqueren und Kommandoaktionen gegen die Touristen auf dem Campingplatz durchzuführen.

Wir bauten uns aus Krachern kleine Sprengladungen und verlängerten die Zündschnüre, um zehn bis fünfzehn Sekunden Zeit für den Rückzug ins Gebüsch zu haben, wo wir vor den wütenden Campern in Sicherheit waren, die wir um ihren Schlaf gebracht hatten.

Ich hatte zu viel Spaß, um mir große Gedanken über die Schule zu machen. Ich war ein bestenfalls mittelmäßiger Schüler und träumte im Unterricht die meiste Zeit vor mich hin. Ich saß da, schaute aus dem Fens-

ter und dachte über die Natur, den Sport und das Soldatenleben nach. Doch dann, im achten Schuljahr, erhielten meine Klassenkameraden und ich die Aufgabe, einen Praktikumsplatz zu finden. Meine Einstellung zur Ausbildung änderte sich augenblicklich. Ich würde eine Woche bei der königlichen Garde in Kopenhagen verbringen, und ich war fest entschlossen, meine Sache gut zu machen. Mehrere Monate vor Beginn des Praktikums begann ich, mich in Form zu bringen. Ich trainierte Gelandelauf, ging mit einem schweren Rucksack bepackt laufen und übte Hindernisläufe. Unser Nachbar, ein ehemaliges Mitglied der Heimwehr, borgte mir seine alte Uniform und ein Paar abgetragene Stiefel, die ich von da an immer beim Training im Wald trug.

Meine Freunde und meine Familie erinnerten mich immer wieder daran, dass es nur ein Praktikum war.

Aber ich war überzeugt, dass ich in dieser Woche unbedingt gute Leistungen zeigen musste.

Es wurde eine wunderbare Woche.

Ein Stabsgefreiter führte mich und fünf weitere Praktikanten durch die täglichen Übungen. Als Erstes gingen wir auf den Schießstand und übten mit G3-Gewehren, die einen sehr viel größeren Rückstoß hatten als alle Waffen, mit denen ich bis dahin geschossen hatte. Meine Schulter war rasch taub von den Schmerzen. Nach dem Schießstand ging es zum Laufen auf den Panzerübungsplatz, Hügel rauf, Hügel runter, und der Stabsgefreite fuhr in einem Jeep hinter uns her und trieb uns schreiend an. Bei diesen Übungen konnte ich glänzen: Mein hartes Training machte sich bezahlt, und ich konnte meine ausgezeichnete körperliche Verfassung unter Beweis stellen. Wir nahmen jeden Tag am Morgentraining der Leibgarde teil, und obwohl ich erst 13 Jahre alt war, konnte ich mit den Berufssoldaten mithalten. Ich war sogar besser als die meisten von ihnen und gehörte zu den besten 25 Prozent.

Nun war ich sicher, auf dem richtigen Weg zu sein. Eines Tages würde ich ein Berufssoldat sein.

Doch erst als ich als 17-Jähriger jenen Artikel über Carsten Morch sah, wurde mir klar, welches mein eigentliches Ziel sein würde. Der Traum

vom Jäger-Korps war das Einzige, was mir wichtig war. Ich stürzte mich in ein systematisch geplantes Training, das ich Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr durchhielt. Ich lief Hunderte Kilometer in Uniform und Stiefeln. Ich unternahm Gelände- und Orientierungsläufe in voller Montur, beladen mit einem Rucksack, den ich mit Ziegelsteinen, Büchern und 30 Kilo schweren Salzsäcken gefüllt hatte. Ich wanderte in meiner alten geborgten Heimwehuniform und in den abgetragenen Lederstiefeln auf den Straßen und durch die Wälder des nördlichen Seeland, gleichgültig, ob es regnete oder die Sonne schien. Manchmal marschierte ich von Kopenhagen aus 100 Kilometer durch Wälder und Dörfer zur Nordküste und zurück. Ich schwamm im eiskalten Meer und schlief mehrere Nächte am Stück in den Wäldern von Seeland, um mich an Dunkelheit und Einsamkeit zu gewöhnen. Es wurde vollkommen normal für mich, vier bis sechs Stunden am Tag zu trainieren, und obwohl ich immerzu müde und hungrig war, obwohl ich froh und durchnässt war, setzte ich meinen Weg mit blutenden Füßen fort. Ich würde ein Jäger werden.

Schon als Junge wusste ich, dass das konventionelle bürgerliche Leben mit seiner Vorhersehbarkeit und seinen festen Regeln nichts für mich war. Ich wollte die Welt fühlen und schmecken.

Neben dem Training und der Schule verdiente ich mir ein wenig Geld als Tellerwäscher in einem Restaurant. Außerdem trug ich Zeitungen aus und arbeitete an einem Zeitungsstand am Bahnhof meines Heimatorts. Aber erst als ich im Alter von 18 Jahren in die Armee eintrat, hatte ich das Gefühl, eine richtige Arbeit zu haben.

Ich begann meine Ausbildung in der Offiziersschule Sønderborg und besuchte anschließend die Reserveoffiziersschule in Oksbøl. Dort musste ich den ersten Rückschlag hinnehmen: Ich bestand das Abschlussexamen in militärischer Taktik nicht. Dennoch setzte ich meine Laufbahn als Feldwebel der königlichen Leibgarde in Kopenhagen vier Jahre fort. Meine Karriere nahm eine Wende, als ich im Januar und Februar 1990 unter Aufsicht des Ausbildungsoffiziers eine Reihe körperlicher Eignungstests absolvierte, die man bestehen musste, um in den Ausbildungskurs

für das Jägerkorps aufgenommen zu werden. Heute werden die Rekruten einmal im Jahr auf dem Luftwaffenstützpunkt Værlose ausgewählt und absolvieren vorher ein zehntägiges Seminar, das es im Jahr 1990 noch nicht gab.

Zu der Zeit, als ich mit dem Auswahlkurs begann, waren die Anforderungen noch dieselben wie im Jahr 1961: Ein Jäger ist ein besonders gut ausgebildeter Soldat, der eine Vielzahl anspruchsvoller Aufgaben bewältigen kann. Von einem Jäger wird viel verlangt, vor allem muss er Patrouillentechniken und -taktiken beherrschen, Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen besitzen und einfallreich sein. Er braucht Moral, Disziplin und Beharrungsvermögen und muss in der Lage sein, unter oft schweren Bedingungen im Team zu arbeiten. Daher erhalten nur jene Soldaten, die die erste Ausbildungsphase sehr überzeugend bewältigen, das burgunderrote Barett und später das charakteristische Schulterstück der Jäger. Es versteht sich von selbst, dass ein Jäger kerngesund sein muss. Er muss ein perfektes Gehör und gute Augen haben und darf nicht farbenblind sein. Seine körperliche Leistungsfähigkeit muss außergewöhnlich hoch sein. Ebenso wichtig ist, dass er mental stark ist, seine Aufgaben unter Druck gut bewältigt, aufrichtig und vertrauenswürdig ist, große Willenskraft besitzt, kooperativ ist, Respekt für seine Kameraden empfindet und seine Arbeit immer mit absoluter Professionalität in Angriff nimmt.

Viele Leute glauben, man müsse ein muskelbepackter Machotyp sein, um ein Jäger werden zu können, aber das stimmt nicht. Es werden auch kleine Jäger gebraucht, und die Mitglieder der Einheit wiegen zwischen 70 und 100 Kilo und haben Schuhgrößen zwischen 36 und 48. Ich selbst wiege 82 Kilo, bin 1,83 Meter groß und habe Schuhgröße 44.

Damit Sie sich ein Bild davon machen können, wie wählerisch das Militär bei der Selektion der Jäger ist, hier ein paar Zahlen: Zwischen 1961 und 2009 wurden nur 362 Jäger ausgewählt, das heißt im Durchschnitt acht pro Jahr. In einem Jahr wurde nur ein einziger Mann als tauglich für die Schwadron von 50 bis 60 Jägern eingestuft. Die Hauptaufgabe des Korps besteht in Spezialeinsätzen im In- und Ausland, für die herkömmliche Truppen nicht geeignet sind, weil ihnen die nötige Ausbildung fehlt

und weil sie nicht über die Ausrüstung verfügen, um unter oft ungewöhnlichen und gefährlichen Bedingungen zu arbeiten.

Bei den Einsätzen der Jäger geht es normalerweise darum, unentdeckt zu bleiben. Probleme zu lösen, ohne in Kampfhandlungen verwickelt werden, ist das höchste Ziel eines Jägers, und das ist am leichtesten zu erreichen, indem man kleine Teams von sechs bis acht Mann einsetzt.

Ich begann meine neunwöchige Ausbildung an meinem 23. Geburtstag. In dem Kurs sollten wir grundlegende Einsatztechniken üben und lernen, in kleinen Teams zusammenzuarbeiten: Wir lernten, ein Gummiboot zu segeln, übten Hubschraubereinsätze, bauten Seilbrücken, schwammen in kaltem Wasser, probten Nachteinsätze und das unbemerkte Anschleichen an Ziele. In diesen neun Wochen waren wir die meiste Zeit draußen. Wir waren immerzu erschöpft und hungrig. Wir waren durchnässt und froren. In dieser Zeit absolvierten wir eine große Zahl von Gewaltmärschen. Zu meinem Glück war ich gut vorbereitet, nachdem ich mich fast zwei Jahre lang selbst einem harten Training unterzogen hatte. Ich hatte alleine Märsche unternommen, die schlimmer gewesen waren als die, an denen ich im Jägerkurs teilnahm, und zu Beginn der Ausbildung war ich in fast zu guter Verfassung. Ich gehörte immer zum besten Viertel meiner Klasse und hatte keine großen Schwächen – ich hatte nie Zweifel, eine Aufgabe bewältigen zu können.

Ich war einer von 94 hoffnungsvollen jungen Männern, aber man musste die Aufgaben mit »vollkommen zufriedenstellenden« Bewertungen bewältigen, um den Sprung in den Selektionskurs schaffen zu können. 38 von 94 Bewerbern bestanden den Grundkurs, aber nur 25 schafften ein »vollkommen zufriedenstellendes« Ergebnis. Ich gehörte zu diesen 25 Männern. Nach einer einwöchigen Pause waren wir bereit für den achtwöchigen Selektionskurs. Dort gesellten sich zehn weitere Kandidaten aus dem Vorjahr zu uns. Im Selektionskurs wird vor allem die individuelle Eignung geprüft: Auch dort ist die Fähigkeit gefordert, mit anderen zusammenzuarbeiten, aber 70 Prozent der Zeit arbeitet man allein. Ziel ist es, den Einzelnen bis zum Zusammenbruch zu treiben und seine Reaktion auf extremen körperlichen und psychischen Druck

zu testen. Diese acht Wochen waren eine harte Prüfung, nur unterbrochen von einem einzigen freien Wochenende. Das Schlimmste war die Ungewissheit. Man wusste nie, was einen als Nächstes erwartete, und alles musste schnell erledigt werden. Wenn wir uns in der Kantine etwas zu essen besorgten, verschlangen wir es schon in der Warteschlange an der Kasse. Alles, was wir zwischen den Übungen zu erledigen hatten, mussten wir im Laufschrift erledigen, selbst das Essen und den Gang zur Toilette. Die anderen Soldaten hatten sicher ihren Spaß beim Anblick der Jäger-Kandidaten, die unentwegt auf dem Luftwaffenstützpunkt umherliefen, aber da ich selbst einer dieser Bewerber war, fühlte ich mich zu erschöpft und ausgelaugt, um das Komische darin zu sehen. Vergaß man, sich im Laufschrift zu bewegen, so wurde man augenblicklich mit 40 Liegestützen »belohnt«. Vergaß man erneut, sich im Laufschrift zu bewegen, so war die Belohnung ein abendlicher Langstreckenlauf von zwölf Kilometern um den Stützpunkt, während die Kameraden ihre verdiente Ruhepause genossen.

Die körperlich zermürbendste Übung war die sogenannte Kaltwassergewöhnung: Jeden Morgen mussten wir in Uniform und Stiefeln ins eiskalte Meer springen und in der Bucht von Aalborg oder im Freiluftbecken nach Bleigürteln tauchen.

Eine weitere brutale Prüfung war die »nasse Woche«, in der wir fünf Tage lang unentwegt durchnässt waren. Alle zwei Stunden mussten wir zum Damm laufen und uns am Ufer ins Wasser legen. Und wir mussten die nasse Kleidung anbehalten.

Dann gab es den Ausscheidungslauf, bei dem wir so lange in einer Kiesgrube auf und ab liefen, bis ein Teil der Bewerber zusammenbrach. Für diese Kameraden war der Kurs beendet. Diejenigen, die sich auf den Füßen halten konnten, hatten bestanden. Einfach, aber brutal.

Eine weitere Auslesemethode war der wöchentliche Selbstwerttest. Dabei mussten wir unter anderem auf einen 140 Meter hohen Mast klettern und auf einem nur 18 Zentimeter breiten Balken balancieren. Anschließend mussten wir die »Todesmauer« bewältigen, wie wir sie liebevoll nannten. Wir mussten uns mit an den Körper angelegten Armen vorn-

über aus zehn Metern in ein Schwimmbecken fallen lassen. Das Resultat waren oft schmerzhafte Bauchklatscher. Diese Tests des Selbstwertgefühls oder des Selbstvertrauens dienten dazu, jene Bewerber auszusortieren, denen in bestimmten Situationen Zweifel kamen – denn ein Jäger sollte niemals Zweifel hegen. Ich muss gestehen, dass ich jedes Mal eine Art von zynischer Befriedigung empfand, wenn im Lauf des Kurses ein Mann aussortiert wurde. Ich war immer noch auf den Beinen.

Und ich war vollkommen sicher, dass ich auf den Beinen bleiben und den Kurs bestehen würde, wenn es mir gelang, Verletzungen zu vermeiden. Nachdem unsere Körper vier Wochen lang malträtirt worden waren, waren Verletzungen jedoch nicht zu vermeiden. Ich begann, unter schweren Entzündungen beider Schienbeine zu leiden. Sie wurden so schlimm, dass sich an den Schwellungen Abszesse bildeten. Beulen von der Größe eines Tennisballs hingen über meine Stiefelränder. Ich bekam zwei Nachmittage frei, um zum Arzt zu gehen, der mir Druckverbände anlegte, und ich erhielt sogar die Erlaubnis, Schmerzmittel zu nehmen. Aber es war nicht gratis: Ich musste die Übungen, die meine Kameraden in meiner Abwesenheit gemacht hatten, in der Nacht nachholen. Da ich mich nicht ausruhen konnte, verschwand die Entzündung nicht vollkommen, sondern blieb mir bis zum Ende des Kurses erhalten, wenn sie auch nicht mehr ganz so schmerzhaft war wie zu Beginn. Natürlich machte ich mir Sorgen, aber ich dachte keinen Augenblick ans Aufgeben. Ich war derart auf mein Ziel fixiert, dass mir das Schicksal nichts anhaben konnte: Ich würde es besiegen. Das hier war seit Jahren mein Traum, und es gab nichts, das ihn zerstören konnte. Natürlich zehrte die fortgesetzte Misshandlung meines Körpers und meines Geistes an meiner Substanz. Spitzensportler führen ein harmonisches Leben mit ausreichend Schlaf und der richtigen Ernährung. Sie frieren nie längere Zeit oder sind durchnässt, ihre Muskulatur wird massiert, bei Verletzungen bekommen sie Physiotherapie und eine ausreichende Erholungszeit. Wir hingegen bekamen bestenfalls das erforderliche Mindestmaß an Schlaf, und manchmal kamen wir überhaupt nicht zur Ruhe. Im Normalfall schliefen wir von Montag bis Freitag insgesamt nur fünf bis zehn Stun-